

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 47.

Mittwoch, 25. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(22. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ellen Winterfeld und Bernd Wilczek wissen: ihnen gehört nur der Augenblick. Wären sie Menschen der Zeit, in der sie leben müssen — sie griffen ihn, kosteten ihn bis zur Keige. Sie sind es nicht. Ihr ganzes Gefühlslieben stammt aus einer Zeit, die auf ewig dahin ist. Sie sind stark genug, in der von Grund aus gewandelten Gegenwart zu atmen. Sie können nicht vergessen, was aus Vergangenheit in ihnen lebt, lebendiger als alle Wirklichkeit ringsum. Was sie füreinander empfinden, will Ewigkeit, nicht Rausch eines entflatternden Moments. Und mehr — kann es ja doch niemals werden. Ellen Winterfelds Schaffenskreis ist kein Platz für einen Gestrandeten. Bernd Wilczek ist zu stolz, sich mittschleifen zu lassen. Zu stolz, der Mann seiner Frau zu sein. Zum Impresario eignet er sich nicht.

Sie wissen's beide. Darum sprechen sie nicht von der Zukunft. Und die Vergangenheit? Es ist besser, auch von ihr nicht allzuviel zu reden.

Wovon sprechen diese beiden Menschen? Von allem, nur nicht von sich — von ihren düsteren Erinnerungen nicht und nicht von ihren Plänen und Hoffnungen — die so wenig Gemeinsames haben wie jene. Der Baron hat angedeutet, als gelernter Landwirt und Soldat werde er wohl für sein Können die eine oder andere Verwendung finden. Zwischen Kanada und dem Feuerland ist eine Menge Platz, da wird's für einen deutschen Bauern und Kriegsknecht schon einen Unterschlupf geben.

„Das Jahr 1913“, erzählt Wilczek, „war meine schönste Zeit. Mein väterliches Erbe war in der allzu weichen Hand meines Vaters ziemlich auf den Hund gekommen. In fünf Jahren zähen Kampfes hatte ich es aus dem Dreck gebuddelt. Schloß Gollnow, das ich als halbe Ruine übernommen, war vom Dach bis zum Keller neu hergerichtet. Ich fing an, mich nach einer Schlossherrin umzusehen. Da kam das große Alarm-signal. Ich stelle mir vor, der Herr schickte mir einen seiner Engel und ließe mich sagen: du hast die Wahl, ob du von heute ab fünfzehn solcher Glücksjahre wie 1913 erleben willst — oder die fünfzehn, die hinter dir liegen — abgesehen von ... deinem Privatgeschick.“

„Also Krieg, Umsturz, Inflation — all das Fürchterliche, das wir erlebt haben, noch einmal.“

„Ich weiß, was Sie antworten würden, Bernd. Sie würden sagen: das alles noch einmal.“

„Sie haben mich verstanden, Frau Ellen. „Ob's besser groß, ob's besser glücklich sein? Ich will die dunkle Frage nicht entscheiden.“ So spricht Kaiser Nero in einem verschollenen, aber wunderbaren Gedicht des verschollenen, aber wunderbaren Robert Hamerling. Ich für meine Person habe sie entschieden. Ich will lieber große Zeiten durchleben als glückliche.“

„Sind's denn wirklich große Zeiten, in denen wir zu leben — ich weiß nicht, ob ich nicht sagen soll: verdammt sind?“

„Wenn das keine großen Zeiten sind — welche denn?“ Der Baron hatte sich in seinem Liegestuhl aufgerichtet, ließ die stahlgrauen Augen sinnend in die silberne Ferne schweifen. „Man hört das Wort „Die große Zeit“ heute so oft mit dem Ton grimmigster Ironie aussprechen. Ja, was sind denn überhaupt große

Zeiten? War 1870/71 eine große Zeit? Gewiß. In ihr erfüllte sich Langersehntes: die Wiederaufrichtung des Reiches. Unsere Väter, die aus jenem Krieg in die siegestrahende Heimat zurückgekehrt sind, müssen unfähig glücklich Menschen gewesen sein. Wir aber, wir erleben unendlich Größeres: das Ende des Mittelalters, den Umbau der Menschheit für eine völlig neue Epoche. Das muß man begreifen, dabei muß man an seinem bescheidenen Teile mit Hand anlegen. Dann wird die graue, grausame Zeit eine große Zeit.“

„Das kann ein Mann“, jann Ellen. „Eine Frau? Ich habe nichts gelernt, ich kann nichts als singen. Ich habe auch einmal zu leben versucht — da hab' ich versagt. Was leiste ich, das bestehen könnt' neben dem, was Sie die Größe unserer Zeit nennen? Was kann ich beisteuern zum „Umbau der Menschheit“?“

„Das fragen Sie, Frau Ellen? Sie sind eine Dienerin der Kunst — dieser Kunst! Was ist Ihre Aufgabe in dieser Zeit? Das Beste, das Unvergängliche der versunkenen Vergangenheit als ihr lebendiges Erbe hinüberzuretten in die gestaltlose, gärende Zukunft. Sie werden uns heute abend aus „Frauenliebe und Leben“ singen. „Er, der Herrlichste von allen“ — und „Seit ich ihn gesehen, glaub' ich blind zu sein“. Welche von all den Frauen, die Ihnen heute abend hingerissen lauschen werden, träumt noch vom „Herrlichsten von allen“, welche wähnt blind zu sein, seit sie „ihn“ gesehen? Das alles war einmal ganz wahr — vor hundert Jahren, als es gedichtet und vertont wurde. Heute ist es eine fromme Lüge. Solange nicht Sie es singen. In diesem Augenblick wird es plötzlich wieder wahr — bleibt wahr und lebendig, bis es vielleicht auch im Leben einmal wieder wahr wird. Bis die Frauen dahinter gekommen sind, daß Unzucht und Schamlosigkeit nicht nur geschmacklos, gewöhnlich ist, sondern auch eine sehr, sehr große Dummheit. Wie sagt der alte Janniter Frank Wedekind? „Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte“. In dem Paradoxon steckt ein tiefer Sinn. Drehen wir's einmal um, so heißt: das Sittengesetz ist nicht ein „Plastron, astetisch zu rappieren“, sondern die konzentrierte Erfahrung von Jahrtausenden. Die heutige Libertinage ist zum guten Teil die dummste Besserwisseri einer Jugend, die zu wenig Moralpredigt und Prügel verzapft bekommen hat und sich deshalb einbildet, sie dürfe auf die Tradition pfeifen. Sie wird ihre Erfahrungen machen. Mag sein, daß in fünf Jahren die Tugend wieder große Mode wird — wie etwa im Biedermeier nach dem lästernen Taumel des Rokoko. — Dann wird der Augenblick zum „Herrlichsten von allen“ wieder eine Wahrheit sein — nicht ein sentimentaler Schmachtfetzen aus Ur-großmüttertagen.“

So suchen zwei Menschen sich über die Sehnsuchtsstimme hinwegzuschwätzen, die ihnen befiehlt, dem Augenblick sein Recht zu geben. Das wollen sie nicht — weil sie nicht können. Aus ihren Augen schauen vergangene Geschlechter, die ihr heißes Blut in Zaum und Zucht zu halten gelehrt worden waren, weil's die Sitte verlangte. Darum halten sie sich in Zaum und Zucht — heute, wo kein Mensch es verlangt. Sie ahnen, daß

Überwinderstunden sich im Herzen in ein reineres Glück verwandeln, als rasch und scheu los gepackte Erfüllungen.

Wer nach dem Nachmittagsschläfchen mit roten Baden und blinzelnden Augen aufs Promenadende hinaustritt, dem schlägt Schiokkolust entgegen. Der Silberdunst des Vormittags hat sich verdicht. Die unverrückbare Linie des Horizonts ist verschwunden, eingezogen von milchigem Schaum, hinter dem die sinkende Sonne als rotglühender Ball schwebt.

Kapitän und Obersteward begegnen sich mittschiffs, schauen sich fragend an.

„Ob's aushält bis zum Ende des Konzerts?“

„Hoffen wir das Beste“, brummt Jens Mertens.

„Was Neues vom Kriegspfad?“

„Ich tippe jetzt bombenfest auf Schiewelbein“, murmelt Klamsföth und reißt sich unbewußt mit der Linken den lahmen Arm, die brennenden Gelenke.

„Beweise?“

Klamsföth grinst geheimnisvoll. „Ich war ihm gestern abend scharf auf der Spur. Er ist mir eben noch mal durch die Lappen gegangen.“

„Denken Sie!“, staunt der Kapitän. „Und ich tippe ebenso bombenfest auf diesen Doktor Müller. Mit dem haben Sie mir diesmal ein schönes Kuckucksei in meine sonst so glänzend assortierte Tischgesellschaft gelegt. Ich hab's noch nicht erlebt, daß ein Herr, der die Ehre hat, am Kapitänstisch zu sitzen, von den Damen so einhellig abgelehnt wird. Nicht einmal Fräulein Frömmel ist ihm treu geblieben. Soll ich Ihnen mal zeigen, mit wem die's jetzt hält?“

Jens Mertens zieht seinen getreuen Mitarbeiter und Mitdetektiv in den Korridor, der zum Lesezimmer führt.

„Da — sehen Sie nur!“

Der Spiegel an der Langwand wirft das Bild eines Paares zurück, das in der dunkelsten Ecke des Lesezimmers auf dem Kanapee hockt — in eifrigem Gespräch. Valentin Klamsföth ballt unwillkürlich die heile Linke: Fräulein Frömmel — und selbstverständlich Herr Schiewelbein — der Mann mit den Dietrichen und dem Jiu-Jitsu.

„Was sagen Sie, Klamsföth?“

„Das weiß ich schon seit gestern abend.“

„So? Ich hab nichts bemerkt. Soviel ich beobachten konnte, ging die Preisgekrönte von Arm zu Arm. Nur der junge japanische Attache kam schließlich in die Vorhand.“

— Solange getanzt wurde, denkt Valentin. Was dann gekommen ist — hier die Fortsetzung. Oh, das sind ein paar ganz Heimliche, die zwei. Na, heute abend wird er endgültig dingfest gemacht.

Behutsam und unbemerkt, wie sie gekommen, ziehen die Beobachter sich wieder zurück. Der Kapitän steigt zur Kommandobrücke hinauf. Dienst hat der erste Offizier.

„Nun, Snettslage — wann wird's losbrechen?“

„Ich denke mir, so gegen zwei, drei Uhr.“

„Am Mitternacht löse ich Sie ab. Wird's vorher bedenklich — Sie wissen ja, wo ich zu finden bin. Schade, daß Sie das Konzert veräumen müssen.“

„Bin vollständig unmusikalisches, Herr Kapitän.“

„Um so besser. Ich werde jetzt ein bißchen auf Vorrat schlafen. Lassen Sie jedenfalls sofort nach Beginn des Konzerts alles festmachen. Vorher nicht, sonst gibt's Unruhe. Ich wette, heute nacht kriegen wir einen Zyklon, wie wir ihn seit Jahren nicht erlebt haben.“

Beim Abendessen entfaltet sich ein Glanz, wie diese verwöhnten Räume ihn bei jeder Überfahrt günstigenfalls einmal zu sehen bekommen.

„Nun, Doktor Müller, Sie Fachmann in Edelsteinen —“, scherzt der Kapitän hinterhältig. „Heute abend kommen Sie auf Ihre Rechnung, wie?“

Müller grinst. „Da nicht getanzt wird, zweifle ich, Herr Kapitän. Edelsteine muß man aus der Nähe betrachten können, sonst hat man nichts davon.“ Aber seine indiscreten Augen wandern von Hals zu Hals,

und überall gibt's heute Wunderdinge zu schauen. Natürlich fällt Deutschland gegen Amerika gewaltig ab. Am Ellen Wintersfelds strahlende Schultern blinkt ein Barockschmuck von alter, kostbarer Arbeit, Halbedelsteine in schwerer Goldfassung. Ihres Gatten Hochzeitsgeschenk, ein Kellinghusen'sches Familienerbstück. Der Materialwert ist bescheiden, der Kunstwert um so größer. Sie darf so etwas tragen. Den andern Damen des Kreises würde es kaum stehen. Herr Müller scheint sich nicht zu interessieren.

Fräulein Frömmel trägt eine Perlenkette, die in einem Kreis von Landsmänninnen Aufsehen erregen würde. Hier wirkt sie wie ein Symbol verschämter Armut.

Um Missis Rahels gepuderten Ausschnitt funkelt's sinnverwirrend. Wenn diese Steine erzählen könnten! Welten mußten einstürzen, damit sie sich an diesem Hals zusammenfänden. Herrn Müllers Tage steigt zu schwindelerregenden Ziffern.

Die Mexikanerin zeigt ein Kollier von unverkennbar exotischem Geschmack. Riesige Phantasiesteine aller Farben und Formen, mit Gold- und Platinugeln untermischt, sind zu einem schweren Kettengehänge zusammengefaßt.

Die beiden jungen Mädchen können den Prachtstücken der Frauen nichts Vergleichbares an die Seite stellen. Immerhin tragen sie Perlenketten, deren jedes Glied wahrscheinlich so kostbar ist wie Frömmel's ganze Herrlichkeit. Doktor Müller braucht nicht weiter zuzuschweifen. Wenn er mit dem bloßen Beschauen zufriedener sein sollte — heute kommt er auf seine Rechnung.

So festlich das Bild des Saales — es fehlt die Ruhe des Genießens. Das Essen wird mit unverkennbarer Hast nur eben pflichtmäßig erledigt. Bald leert sich Tisch um Tisch, alles drängt zum Konzertsaal. Schnell ist er besetzt, Fracks und Defolletés in munterem Gemisch. Die Exoten prangen in phantastischem Ordeaschmuck. Ein ganz großer Abend.

Derweil die ersten Akkorde aufrauschen, ist Valentin Klamsföth draußen auf dem Kriegspfad. Jetzt, wo die ganze erste Klasse sich in eine lauchende Kunstgemeinde verwandelt hat, muß irgend etwas Dunkles geschehen — etwas, das ihn seinem treu umfreiten Ziele näher bringt. Eines hat er schon festgestellt: unter der hochgespannten Hörerschaft da drinnen fehlen Herr Schiewelbein und Doktor Heinrich Müller.

Der Obersteward patrouilliert rastlos von Deck zu Deck, von Korridor zu Korridor. Bisweilen tritt er für Augenblicke an die Reeling, um nach dem Wetter zu sehen. Gen Osten hat der Himmel sich vom Dunst geklärt. Die Sterne schimmern, trüb und blutrot hebt der Dreiviertelmond sich über die schwarz lastende Flut. Haarsträubend über die Mitte des Himmelsgewölbes läuft eine falbe Linie, jenseits deren die Westhälfte des Firmaments in undurchdringliche Schleier gehüllt ist. Die verdichten sich gegen den Horizont, bis sie als schwere, schwarz schleppende Wolkenschlangen auf die unruhig erwartungsang heranziehenden Wogen niederhängen. Hinter diesem Vorhang zuckt's und flackert's immer greller, immer gieriger. Die drückende Unruhe des Als scheint sich auch auf die rastlos vorwärtsbrausende „Chicago“ zu übertragen. Der Schiffsboden, heute früh unbeweglich wie bei einer Flugsahrt, beginnt sich kaum merklich zu heben und zu senken.

(Fortsetzung folgt.)

Eydia.

Eydia nimmt den Hörer vom Apparat.

„Hier ist Eydia“, sagt sie.

„Hier ist Gregor. Willst du heute mit mir ins Kabarett?“

„Wer ist da?“

„Gregor.“

„Theodor?“

„Nein, Gregor. G wie Gustav, R wie Rudolf, E wie

Erich, G wie Georg, O wie Otto, R wie Richard.“

„Ah, das ist ja entzückend!“ juchzt Eydia. „Aber sag

mal, woher kennt Ihr Euch denn alle?“

Die Goldmünze.

Skizze von Carrn Brachvogel.

Es mußte geschehen, heute noch. Jeder Aufschub verlängerte nur die Qual, die er seit langem verschlossen in sich trug. Diese ständige Angst, dies schmachvolle Erschrecken, wenn ähnliche Begebenisse enthüllt oder in seiner Gegenwart erörtert wurden! Das Gefühl der Beschämung dem Manne gegenüber, der ihm vertraut und dessen Vertrauen er mißbraucht hatte. Und — das Schlimmste von allem — der Richterspruch in der eigenen Brust.

Er war noch nicht alt und gehörte dennoch zu jenem Schläge früherer Gelehrter, an denen Deutschland stets reich gewesen: ein Mann tiefen Wissens, still, bescheiden, von einfachen Gewohnheiten. Doch zwei Leidenschaften hatten dies Leben durchflammt und erhoben: die Liebe für seine Frau und seine Münzensammlung. Diese Münzensammlung konnte sich mit den Münzkabinetten großer europäischer Staaten messen, ja, sie übertraf die meisten von ihnen um ein kostbares Stück — um die Goldmünze des großen Ägypterkönigs aus der achtzehnten Dynastie. Um diese numismatische Kostbarkeit zu erringen, hatte er einen Kaufpreis gezahlt, der für seine Verhältnisse ungeheuer erschienen war und sein Leben mit mancher Entbehrung belastete. Doch was bedeuteten die kleinen Opfer des Alltags neben dem Glück, Besitzer des goldenen Kleinods zu sein? Sorgsam in Watte gewickelt, ruhte es in einem mit weißem Atlas ausgelegenen Ebenholzkästchen. Es zu bestaunen und die Geschichte seines Erwerbs zu hören, kamen immer wieder Fremde aus aller Herren Länder in das Haus des stillen Gelehrten. Voll Stolz zeigte er sein Kleinod, erzählte lächelnd, wie ein besonders huldvoller Zufall es ihm in die Hand gespielt hatte, und den Sammlern sprach er auch von der meisterhaften Fälschung, die vor einigen Jahren dem Münzkabinett zum Kauf angeboten worden war. Beinahe wäre dem Fälscher sein Schmelzstück gelungen. Doch im letzten Augenblick hatte der Direktor des Münzkabinetts noch ihn als Sachverständigen zu den übrigen beigezogen. Sein Sachverständnis beruhte auf einer Art hellseherischer Begabung, die erkannte, was andere auch mit der schärfsten Lupe nicht sahen.

Der Fälscher entfloh unter Zurücklassung der Dublette, der Direktor händigte sie lächelnd dem Gelehrten ein: „Nun mögen Sie es halten wie die großen Damen Englands, die ihren kostbaren Schmuck in Simili nachbilden lassen, während das echte Kleinod im Banksafe liegt!“

Dann aber starb die Frau des Gelehrten, und nach ihrem Tode wurde alles anders. Er verschloß fremden Besuchern sein Haus, schlug die Augen nieder, wenn sie zufällig auf das Ebenholzkästchen fielen. Nie mehr öffnete er es. Er hätte nicht ertragen, es leer zu sehen. Denn leer war es, mußte es sein seit dem Tage, an dem die Ärzte erklärten, nur ein langer Aufenthalt in dem kostspieligen Sanatorium könne vielleicht das Leben der geliebten Frau retten. Da hatte es kein Zögern gegeben. Aus dem Besitz des Gelehrten wanderte die Goldmünze in das staatliche Münzkabinett, das sich schon oft, aber vergeblich, um sie beworben. Die geliebte Frau konnte nun das Kurhaus aufsuchen.

Als es dann zur Ablieferung der kostbaren Münze kam, als er sie zum letztenmal in der Hand hielt, schob ihm wie fliegender Wahnsinn durch den Kopf: „Die Dublette! Wenn du die Dublette —“

Selbstverständlich war es nur eine Sekunde, der Bruchteil einer Sekunde. Er schob den Versucher weit weg, doch der kam wieder und immer wieder. Verzweifelt wehrte sich der Mann gegen den Ansturm des Bösen, doch schon griff die Hand bald nach der echten, bald nach der gefälschten Münze, griff nur wie zum Spiel, wog nur wie zum Spiel, tauschte nur wie im Spiel, das jeden Augenblick beendet werden konnte. Dann ein jäher Entschluß: Im Münzkabinett lag die Dublette.

Am Morgen nach jenem Tage kam er sich wie ein Irnsinniger vor. Er wollte zum Direktor des Münzkabinetts hinlaufen, gestehen, wieder gut machen. Doch er wußte, daß es da kein Wiedergutmachen gab. Betrug blieb Betrug, auch wenn keine Strafanzeige erstattet wurde. Er war schuldig, entehrt, sein guter Name beseitigt für alle Zeit. Und schon präsentierte das Schicksal höhnisch die Quittung für die falsch gestellte Rechnung: die geliebte Frau starb.

Nun war es genug der Qual. Nun sollte endlich das Geständnis ihn entlasten. Wie süße Verheißung erschien es ihm nach der Marter dieser letzten Zeit.

Zum erstenmal seit vielen Wochen schloß er das Ebenholzkästchen wieder auf, nahm das goldene Kleinod sorgsam aus seiner Wattehülle, warf einen scheuen Blick darauf, drallte zurück. Was war das? Täuschte ihn sein Auge oder hauckelte wieder Wahnsinn um ihn? War das wirklich? Doch das konnte ja nicht sein, war möglich.

Die Goldmünze, die er da in zitternden Händen hielt, war — die Dublette. Damals, in der großen Verwirrung der Abschiedsstunde, als er sie wie im Spiel immer wieder gegen die echte abgewogen und vertauscht, hatte eine gütige Vorsehung seine Hand anders gelenkt, als sein verrückter Sinn gewollt, hatte ihm unversehens die echte Münze entwendet und die falsche an ihre Stelle gelegt.

Er sah und weinte vor Dankbarkeit und Glück. Wenige Tage später las man in der Zeitung, daß er seine berühmte Sammlung dem Münzkabinett geschenkt habe.

Unglückliche Liebe.

Von Franz Dattner, Wien.

Ich entdeckte sie eines Nachmittags hinter dem Glasfenster des Cafés: es regnete höllisch. Im trüben Schleier sahen mich zwei sanfte Rehaugen an. Es gab mir den berühmten Stich in das Dichterherz. Da war gar nichts zu machen. Ich schob mich also bekommen durch die Drehtüre, und sie empfing mich ernst und geschäftstüchtig, nahm mir den Mantel ab und stellte sich wartend vor mich hin. Sie hatte die entzückendsten florierenden, schlanken Beine, die ich jemals bei einer Kellnerin — Pardon, ich will sagen „Serviererin“ — gesehen habe. Gertha hieß sie. Sie steckte die Hände in die Taschen der weißen Schürze, machte eine Verbeugung wie ein Soldat und kommandierte: „Kaffee, Tee, Schokolade — Kännchen, Täßchen, Schale?“

Ich sagte zerkürrt: „Bringen Sie mir ein Glas Bier, Fräulein.“ Worauf sie entmaterialisiert entschwebte, das Tasterädchen raschelnd und empfindend knapp über den runden Knien, und mich allerärmsten Philosophen in finstern Brüsten zutradte. Da sah ich nun, ich armer Tor, zu einer flüchtigen Galleriemasse erstarrt, und dachte darüber nach: unzweifelhaft, das Herz tat mir weh. Komisch. Ich war verliebt. Anscheinend unglücklich. Denn sie sah mich ja nicht an. Was den Reiz dieser Sensation an sich um ein bedeutendes erhöhte.

Ich trank einige Gläser Wasser, was mir gar nichts nützte, sondern nur meinen Zustand verschlimmerte. Also probierte ich es mit Schnäpfen. Aber es half auch nichts. Himmelhergott-donnerwetter. Wie jung sie war. Wie sie ging, schwebend über das Parkett, und sich um gar nichts kümmerte. Nicht einmal um einen Dichter.

Da raffte ich mich endlich auf und begann mit einer merkwürdig belegten Stimme: „Liebes Fräulein —“

Sie sagte sofort militärisch: „Zahlen gewünscht, der Herr? Zwei Mark zwanzig.“ Machte noch ihre knappe Verbeugung und ich war erledigt.

Seitdem promenierte ich zuerst eine Viertelstunde vor dem Lokal, bevor ich hineingehe. Erst wenn ich mich wieder ein wenig beruhigt habe, wage ich es. Dann steckt sie die niedlichen Hände in die Schürzentasche und macht ihr Kompliment. Wie sie es gelernt hat: es ist zum Verzweifeln. Jedes Mal meint sie unschuldig, ohne mich dabei anzusehen: „Ein Glas Bier, nicht wahr?“

„Ja!“ sage ich darauf sehr bedrückt und sehe auch weg. Sie ist ein süßer Teufel, aber ich glaube, sie betrügt mich. Ich habe es ganz genau gesehen: sie schälerte gerade mit einem anderen Gast. Sie hat die Augen verdreht, die immer so maßlos sanften, und hat gelacht. O — du elender Lausbub! Jetzt macht sie so, als hätte sie kein schlechtes Gewissen und marschiert mit den Zeitungen feierlich auf und ab. Und sieht einen nicht an. Ich bin doch ein alter Höl. Aber ich liebe sie wahnsinnig und bin trant vor Eifersucht: immer bleibt sie bei den anderen Tischen stehen. Gott, muß eine glückliche Liebe schön sein!

Schließlich kommt sie doch zu mir. Sie sieht mich präsent an und ich wage die geistvolle Frage: „Haben Sie es immer so gut besucht?“ Sie meint nur: „So ziemlich.“

Wann sperren Sie denn eigentlich?“ Lakonisch: „Um ein Uhr.“

„Jeden Tag?“
Sie zieht die Brauen hoch, schüttelt den Kopf und lächelt ein vernichtendes: „Sozusagen.“ Womit die geistreiche Konversation ein melancholisches Ende fand. Da rettete ich, was noch zu retten war und meinte (ich hustete dabei in einem fort): „Wie wäre es — wie wäre es —“, ich nahm mir einen Anlauf, „liebes Fräulein Gertha, wenn wir zum Beispiel am Sonntag zusammen ausgehen würden?“

Da erklärte sie sehr resolut, ganz so unbefangen, als ahnte sie nichts von meiner lädierten Seele: „Ich denke gar nicht daran.“

Es fuhr ein wüßtes Entsetzen durch mich, es versetzte mich auch gleichzeitig in heillose Wut. Sie wollte nichts von mir wissen: jetzt wurde es offenbar. Und schon ergriff ich meinen Mantel und stürzte auf die Straße ...

Sie erreichte mich knapp an der Ecke, mitten in dem lebhaftesten Verkehr, rot vom Laufen, in voller Rüstung — Häubchen und Schürze — und rief es laut, so daß es alle hören konnten: „Sie sind mir noch neunzig Pfennige schuldig!“

Es war einigermaßen peinlich.

Die Menge staute sich sofort und rief Häh und Hoh! Ein

Schupo tauchte aus der Versenkung, ich sah besorgt auf seinen Gummistoppel, während ich nach Kleingeld suchte. Hertha knubberte vorwurfsvoll: „Also schämen Sie sich.“

Ich tat es.
Einer rief: „Natürlich, nobler Herr! Die Beche zählt er nicht, der Durchbrecher. Aber einen Pelz hat er an!“

Auch etwas Unbestimmtes wie „Schweineerei“ ließ sich vernehmen. Ich handigte meinem vorwurfsvollen, häutchen-geschmückten Jdo eine Mark ein. Langsam begann sich der Pektus aufzulösen. Nur Fräulein Hertha, im Schato und Epau-letten meinte mit wichtig gerunzelter Stirne: „Das hätte ich mir wirklich nicht von Ihnen gedacht. Sie sahen so nett aus.“

Jetzt war es endgültig aus — ich fühlte es mit fürchterlicher Gewißheit. Ewig unglückliche Liebe; ich erschaute. Da flüsterte sie: „Warten Sie morgen um vier hier auf mich.“ Ich starrte ihr entgeistert nach. Drüben marschierte der Schupo. Also, ich glaube keiner Frau mehr. Übrigens bin ich hingegangen.

Vor drei Millionen Jahren in der Gobi.

Ergebnisse der fünften zentralasiatischen Expedition.

Von Günther Erlenbeck.

Wenn auch die vom Amerikanischen Naturgeschichtlichen Museum ausgesandte, kürzlich nach Peking zurückgekehrte fünfte zentralasiatische Expedition diesmal keine Dinosaurier-eier und Teile vom Pekingmenschen heimbrachte, so über-treffen doch die Ergebnisse ihrer Arbeiten nach Ansicht des Führers, des bekannten Forschers Dr. Roy Chapman Andrews, an wissenschaftlicher Bedeutung die aller von ihm seit 1922 geleiteten Unternehmungen.

Als erste bemerkenswerte Entdeckung war die einer Moorgrube am Ufer eines längst eingetrockneten Inlandsees in der Äußersten Mongolei, wo vor mehr als drei Millionen Jahren etwa 30 riesige Platybelodonts, schaufelzahnige Mastodons, von einer Katastrophe ereilt und im trügerischen Schlamm begraben wurden. An einer anderen Stelle stieß man auf die Reste von 15 Jungen der gleichen Art, die von den Alten offenbar im Stich gelassen, sich aus dem Moor ohne Hilfe nicht hatten befreien können.

Der Fund ist umso wertvoller, als man bisher nur einen einzigen Kiefer des Platybelodonts kannte, der gleichfalls von Dr. Andrews vor zwei Jahren gefunden wurde. Jetzt verfügt man über vollständige Skelette dieser Art vom ganz jungen bis zum vollständig ausgewachsenen Exemplar. Daher wird das bisher reichlich rätselhaftes Tier bald zu den bestbe-kannten Vertretern der urzeitlichen Fauna gehören.

Der größte wissenschaftliche Erfolg dürfte indes in der Auffindung eines dem Coryphodon verwandten Tieres in einer zum Oligozän gehörenden Erdschicht zu sehen sein. Es zählt zur Gattung der Amblypoden, einer primitiven Säugetierart mit ganz eigenartig gebauten Füßen. Man hatte bis-her angenommen, daß die auch in Europa und Nordamerika gefundene Art schon im späten Eozän ausgestorben sei; der Fund in der Gobi beweist, daß sie dort noch Millionen Jahre nachher gelebt hat.

Das Gleiche gilt von dem Chalicotherium, einem mit Nashorn, Pferd und Tapir verwandten Wesen, das jedoch mit Klauen anstatt mit flachen Hufen ausgerüstet war. Von ihm fand man mehrere Schädel und Kiefer, und zwar unter Umständen, aus denen man schließen muß, daß auch hier eine ganze Gruppe der Tiere von einer Katastrophe überrascht wurde. Die asiatische Abart war mit „nur“ zwei Meier Schulterhöhe fastlich kleiner als die europäischen und ameri-kanischen Vetter, die wohl den Höhepunkt der Entwicklung der Rasse darstellten.

Im ganzen wurden fast 100 verschiedene, teils noch gänz-lich unbekannte Tierarten ausgegraben. Spuren des Peking-menschen, denen man mit besonderer Aufmerksamkeit nach-ging, sind diesmal nicht gefunden, was übrigens unter Be-rücksichtigung der Verhältnisse keineswegs überraschen kann.

Frauen.

Weiteres von Jo Hanns Möller.

„Ellen hat mir gesagt, daß du ihr gesagt hast, was ich dir gesagt habe, daß du ihr nicht sagen solltest.“

„Ich habe es ihr doch aber nur gesagt, daß sie es dir nicht sagen sollte, daß ich es ihr gesagt habe.“

„Sie hat es mir nur gesagt, daß ich es dir nicht sage, daß sie es mir gesagt hat.“

Der große Star der großen Revue lag hingegossen auf den Kissen. Der große Star träumte.

Das Mädchen trat ein. „Gnädige Frau müssen zur Probe. Es ist höchste Zeit.“

Erschrocken stand die Schauspielerin auf. „Probe? Schnell! Wann? — Aber nein, heute ist doch keine Probe.“

„Doch, gnädige Frau. Um vier Uhr.“

„Aber ich weiß genau, daß heute keine Probe ist.“

„Der Theaterdiener war vor einer halben Stunde hier und hinterließ es.“

„Ach so“, ließ sich da der große Star der großen Revue zurück-sinken. „Sie reden von einer Theaterprobe? Das interessiert mich nicht. Ich dachte, Sie meinten eine Probe bei meiner Schneiderin.“

Sie fuhr ins Bad.

Er brachte sie zur Bahn. „Erhole dich gut!“ sagte er.

Sie sagte: „Danke. Schreib oft — und wenn es auch nur ein kleiner Scheck ist.“

„Meine arme Frau ist zu bedauern. Sie klagt über Hysterie, Neuralgie, Neurasthenie, Neuritis, Neurose, Hypertästhenie und auch noch über Hypalgesie.“

„Um Himmelswillen! Wo hat sie denn all diese Krankheiten her?“

„Aus dem Lexikon.“

„Deine Frau hat wohl immer das letzte Wort?“

„Das wäre noch nicht das schlimmste“, meinte Männel, „wenn sie nur nicht auch alle vorhergehenden hätte.“

Schneeglöggchen.

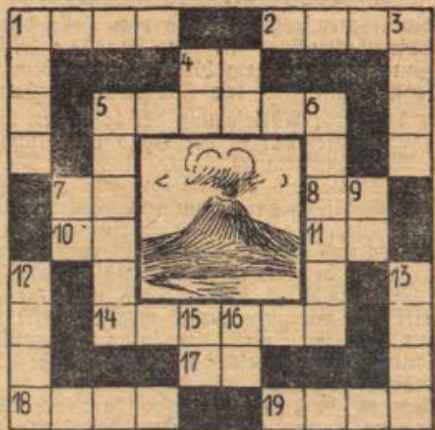
Mir sin de ärschten jedes Jahr,
Das laß mer uns nich nähm.
Wenn vor uns bliechten andre gar,
Da mißten mir uns schäm.

Bis iek hat's ooch noch nie risgiert
Etwa de Gongurrenz.
Gee Bliemchen hat sich ie geriecht
Wie mir so auz vorn Lens.

Ärscht wenn die Sonne wärmer lacht,
dann gomm de andern raus.
Wenns Beilchen gligalich uffgewacht,
Da bliechten mir längst aus.

Lene Voigt.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Fluß im Harz. 2. Gewächs. 4. Fran-zösischer Artikel. 5. Erdventil. 7. Präposition. 8. Diphthong. 10. Scherz. 11. Groß (abgeklürzt). 14. Europäische Haupt-stadt. 17. Diphthong. 18. Zahlwort. 19. Flüßige Masse. — Senkrecht: 1. Getränk. 3. Lorann der Frauen. 4. Fran-zösischer Artikel. 5. Teil der inneren Kirche. 6. Tanzspiel. 7. Schmerzensruf. 9. Alte Anekdote. 12. Blume. 13. Süd-slawische Münze. 15. Englisch nein. 16. Vertrauliche Anrede.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 41:
Wagerecht: 1. Sendung. 7. Ein. 8. Rat. 9. Riß. 12. Eid. 14. Eilbote. — Senkrecht: 1. Sehne. 2. Ei. 3. An. 4. Ur. 5. Ra. 6. Grude. 10. Zi. 11. Al. 12. Lo. 13. Zi.